

MONATSBLÄTTER FREIHEITLICHER BÜCHERFREUNDE

Jahrg. 2 / Heft 3 Juli 1930



Großstadthöfe Zeichnung von Arthur Streiter

Großstadt — GroßgartenStadt Von Arthur Streiter

Mit zwei Skizzen vom Verfasser.

„Man kann mit einer Wohnung einen Menschen genau so töten, wie mit einer Axt." H. Zille.

Von den schwärmerischen Träumen eines weltfremden Altertümlers aus mögen krumme, winklige Gassen, — in deren übel riechende Tiefe nie ein Sonnenstrahl gelangen kann, — Gassen, wie beispielsweise der berliner Krögel, Gassen in der Altstadt anderer Groß- und Kleinstädte, einen gewissen Reiz haben. Ja, viele' dieser Gassen und Gäßchen sind wegen ihrer Verschlungenheit, daß da und dort ein Giebel, ein Schornstein, ein Fenster hervorlugt, nicht ohne malerischen Reiz; das mag zugestanden sein. Doch vom Standpunkt eines sachlichen, selbst in romantischen Dingen die Hygiene über alles liebenden Menschen sind diese Gassen die Pestbeulen im Antlitz der Städte. Steht doch durch statistische Erhebungen fest, daß jede kleinere oder größere Epidemie ihren Ausgangspunkt von solchen eng und jämmerlich gebauten Stadtteilen nahm, ja, dort im Gegensatz zu frei und luftig gebauten moderneren Stadtteilen am allerheftigsten wütete! In Dresden war z. B. zur Zeit der großen Pockenepidemie im Jahre 1919 der Prozentsatz der Erkrankungen und der Todesfälle weitaus höher in der Altstadt als in anderen Wohnvierteln.

Doch nicht nur die altertümlichen Gassen, die oft schier auf Fäulnisbergen errichtet wurden will ich anklagen, sondern die Großstadt als solche, wie sie heute noch existiert, ist ein Seuchenherd, wie ihn sich kein Pestbazillus besser wünschen kann!

Wir wissen alle, wie es um das Wesen so einer Groß- oder größeren Kleinstadt bestellt ist: die Höfe der Häuser sind hoch und schmal. Sarggrüften gleichend. In den hochaufgetürmten Mauern wird das Leben eingeschlossen und verkümmert zu frühem Tode. Die Straßen sind voll Staub und Lärm und die Menschen voll Unruhe. Ihr Seelenleben durch Reize aller Art dauernd in Aufregung und genau so wenig widerstandsfähig wie ihre Lungen, die täglich so und so viele Quentchen Schmutz aller Art verarbeiten müssen. ,,Nervös" ist fast ein jeder der Großstadtmenschen. „Ich bin eben nervös", sagen sie und „heute ist jedermann nervös" — doch damit ist die Sache nicht abgetan. Sie leiden alle an Störungen ihres Nervensystems und haben alle im Nu die „Grippe" oder die Pocken.

In erster Linie ist für diese leichte Anfälligkeit in Krankheitsausbrüchen die Großstadt mit ihrer Vergiftung und Entmenschung des Menschen verantwortlich zu machen. Zu selten sind die Inseln, zu denen der Einzelne sich flüchten kann, um im Grünen" die Lungen zu stärken, die Nerven zu entspannen und den Nebenmenschen zu ertragen. Der Mensch lernt, selbst unerträglich, Seinesgleichen fliehen, weil er sich nicht ertragen kann.

So wird der Mensch parteiisch, ohne Gemeinschaft, egoistisch und gönnt einander kaum die Luft. Selbst die Tiere in der Stadt entfremden ihrer Natur, werden zänkisch, — ich habe gefunden, daß Mensch und Tier in natürlicher ländlicher Umgebung ruhiger, harmonischer leben.

Blicken wir einmal in eins der Mietshäuser hinein:

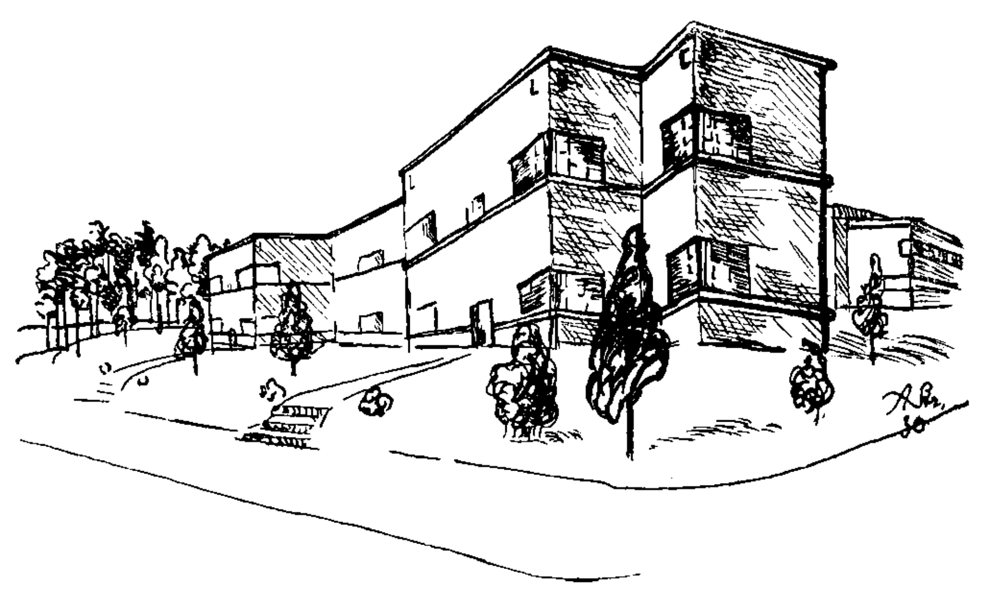
Acht bis zehn große und kleinere Familien bewohnen einen Aufgang. Doch niemand weiß vom anderen, von seinem Leid und seinem Glück. Getrennt von des Nachbars täglichem Leben — doch auch von seiner Gefahr umschlungen — gehen die Menschen ihren Weg, sich selbst am nächsten, — so, wie es ihr tägliches Leben gebietet. Niemand kennt den Nachbar näher. So ist schon rein seelisch das Großstadtleben des Menschen eine Armseeligkeit.

Ist das ein Leben?

Müde, gehetzt von des Tages Unrast, angeekelt vom Schmutz der Werkfrohn gequält von den Maschinen, die selten Freude und Lust an der Arbeit entlocken. Was Wunder, daß das Empfinden für einander im Gemüte der Menschen eingeschlafen ist. Die Großstadt ist immer voll Unruhe, das macht

ihn heimatlos, „nervös", fremd und krank. Er hat in den Mietskasernen kein Zu-Hause. Auch wenn der Stadtmensch ein noch so eingesessener Bürger ist, nicht einmal in seinen vier Wänden hat er Schutz. Zieht die Grippe, zieht sonst ein Bazillenheer seine Bahn, es wird auch durch seine Tür in seinen Körper dringen. Er wohnt zu nahe aneinander; es ist zu wenig Luft und Sonne um und in ihm, als daß er all den Keimen und Einwirkungen widerstehen kann. Sein Wohnen ist ein Hausen, aber kein Zuhause-haben!

Das Leben ist in den Städten von den kräftigenden Nabelfäden der Natur getrennt. Fast stets ist die Luft grau und dunstig und des Nachts ist die Stadt wie mit schweren Leichentüchern zugedeckt. Und doch geschieht es bisweilen im Frühling, daß blaue Tage sich in die Straßen und m die kranken Leiber der Menschen drängen, um ihnen mit Macht die Schönheit eines Erdentages zu zeigen. Aber die Menschen dürfen nur wenig Zeit haben. Nur des Abends dürfen sie in den Parks, in den Laubenkolonien den würzigen Duft des Frühlings — oder wenigstens einen leisen Widerschein davon erhaschen.



Moderner Siedlungsbau

Junge Paare stehen in den Torwegnischen scheu aneinandergeschmiegt; die Prostitution macht gute Geschäfte und die Zahl der Geschlechtskranken steigt. — Die jungen Liebenden hören die Geräusche um sie herum und bangen, daß man sie stören oder verjagen wird. — Sie hören all das häßliche Familienleben aus den Häusern und Wohnungen. — —

Alles Unnatur, alles Unnatur, — denn das rechte Leben ist es nicht..

Es liegt im Wesen unserer Großstädte begründet, daß der Mensch am Stadtleben erkrankt, entartet und zur unnatürlichen Karrikatur seiner selbst wird.

Gewiß, es hat bei Kulturvölkern immer Großstädte gegeben. Die Griechen, die Römer, die Aegypter erbauten lange vor unserer Zeitrechnung große Menschenansiedlungen, Großstädte. Und doch können uns diese beinahe prähistorischen Großstädte, — die sogar Ent- und Bewässerungsanlagen hatten, noch zum Muster dienen, wie Großstädte angelegt werden dürfen

und wie nicht! Die Griechen legten Großgartenstädte an. Als Verehrer der Sonne, des Lichts und des Wassers war ihr Bauen darauf gerichtet, dem Licht und der frischen Luft den Eintritt in die Wohnungen zu gewähren. Ja, sie richteten sich sogar Baderäume mit großen Bassins ein! So erhielten sie sich gesund und wurden ein schönes Volk. — Die alten Kulturvölker bauten überhaupt nicht übereinander, sie hatten es nicht nötig. Wohnungen wie Käfige übereinander zu türmen. Erst dem Mittelalter, dem vergangenen und unserem Jahrhundert blieb es vorbehalten, Pestherde statt Wohnungen zu bauen. Auf Grund eines erbärmlichen Bodenschachers wurden Wohnungen bis in den Himmel hinein gebaut, sodaß die Bewohner der unteren Stockwerke zwei Drittel des Tages bei künstlichem und den Rest ohne Licht verbringen müssen.

So war Gustav Landauer einer der ersten, der, über Damaschke hinausschießend, erklärte: (wie vor ihm Proudhon) ,,der Boden muß wieder unser werden, der Boden muß wieder allen gehören."

Unserer Zeit ist es gegeben, sich auf Selbsthilfe zu besinnen, aut einen, nein, auf den Weg, der aus dem Großstadtbabeltum heraus zu einem schönen, gesunden Menschentum hinführt. Damaschke, Gustav Landauer und viele andere wiesen als Pioniere stets darauf hin, daß gesunde Siedlungen eine erneuerte Menschheit schaffen werden. Die Großstadt* sei lediglich ein Industriezentrum, währenddem sich das eigentliche Leben des Menschen in schönen Großgartenstädten abspiele, damit er gesund und gestählt gegen alle Einwirkungen das Leben ertragen kann. —

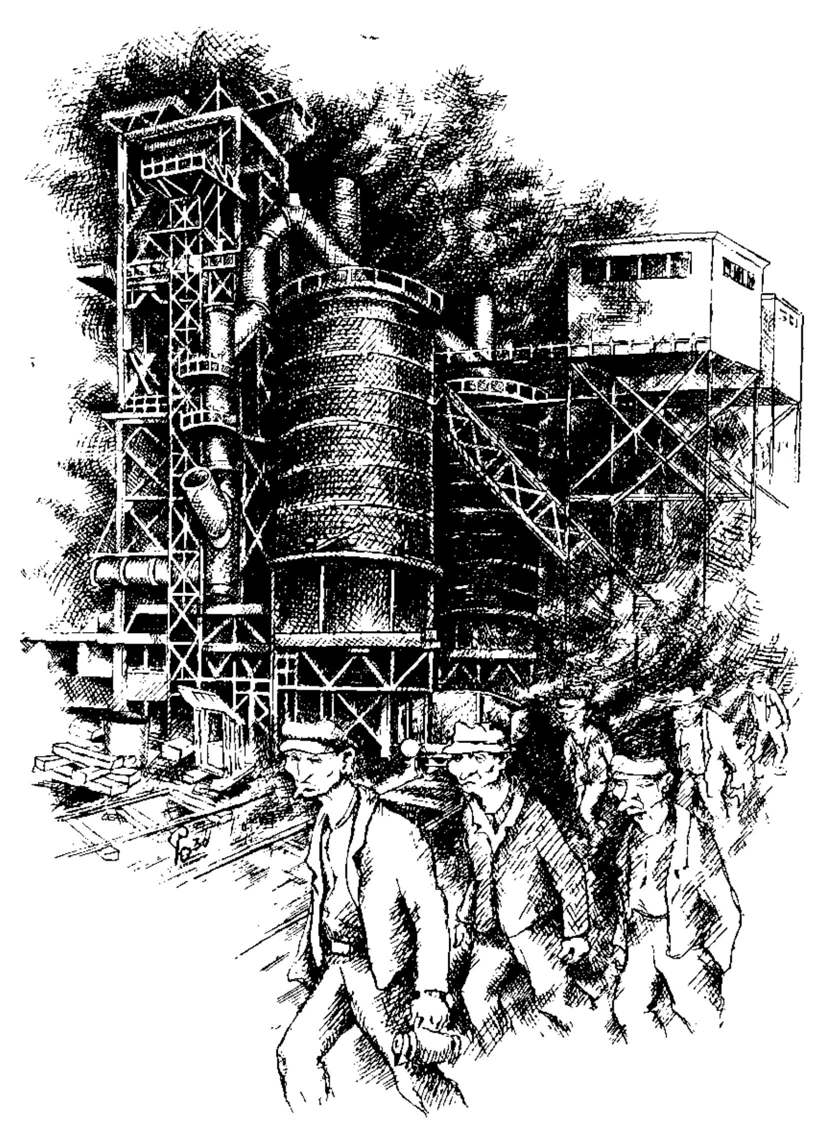
Schön wird nach den heutigen Begriffen, nach den Anforderungen, die ein hygienisch einwandfreies Leben stellt, nicht gebaut indem die Baustile anderer Epochen kopiert werden. Unsere Lebenserfordernisse, unser Lebensstil oder -rythmus ist ein ganz anderer geworden. Schlicht und sachlich, seinem Zwecke zugewiesen, stark und klar betonend, daß keine unnötige Kraftverschwendung entsteht. Wer nun allerdings einen modernen Bau mit seinen glatten Linien, seines Verzichts auf jeden staubfangenden „Putz", seinen vor allen Dingen großen luft- und lichtspendenden Fenstern eine „Kiste" nennt, mag bedenken, daß eine glatte Kiste doch leichter zu reinigen ist, als ein mit barocken Schnörkeln versehenes Prunkmöbel. — Neues, sachliches, hygienisches Bauen, mit der Natur verbundenes, gesunderhaltenes Siedeln, Wandern, neue Ernährung, frische Luft, Leben in der Natur, in Großgartenstädten, ist der Weg zur Verhütung von Seuchen und Epidemien — und nicht Impfen und Wiederimpfen. Ist Geld da zur Impferei, zum Panzerkreuzerbau, sollte es auch zum Wohnbau da sein! Gesunde, saubere Wohnungen statt Panzerkreuezr und Impfzauber, — denn der Feind lebt mitten unter uns — in den abbaureifen Großstädten!

Elendsquartiere **Von Erich Butterlin**

Durch die Straßen des Elends bin ich gegangen,
Geballte Not und Armut ging mit.
Ich sah in Augen, die gebrochen schienen —
Sah verhärmte Gesichter mit mutlosem Blick.

Weiber standen an den Ecken.
Elendskinder spielten im Gassendreck.
Vielleicht wollte irgendwo Einer verrecken —
Aus einer Destille quoll Blechmusik.

In düsteren Höfen graue Not,
Verzweiflung, geiferndes Geschrei. —
Ich verschenke an Kinder mein Frühstücksbrot
Und schleiche beschämt vorbei. — —



Schichtwechsel Zeichnung von Polenz-Leipzig

Separé . . . Von Herbert Fritsche

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte unserer Zeit.

In einer Hauptstraße des Berliner Westens liegt ein kleines Cafe, von außen harmlos und unaufdringlich. Der Innenraum ist eingerichtet wie andere Cafes und Konditoreien auch, es ist nichts auffälliges und besonderes da. Aber am Ende des Raumes steht eine offene Tür, die auf einen langen Flur führt. Da geht es zur „Moccastube". Es ist dies ein großes dunkles Zimmer mit vielen Separés, kleinen und dennoch geräumigen. Ein jedes enthält neben dem Tisch ein Sofa und eine elektrische Lampe, die nur dunkel brennt. Die Separés an den vier Ecken der „Moccastube" sind größer als die anderen, ihr Sofa ist länger und bequemer, und auf ihrem Tisch steht eine Tafel „Weinzwang". Hier nehmen die kapitalkräftigeren unter den Besuchern Platz.

Nirgends ist das illegitime Liebesleben der Großstadt besser zu beobachten als hier. Alle, die Grund haben, ihre geheimsten Beglückungen vor den Augen der gehässigen Mitwelt und des Büttels zu verbergen, kommen hierher. Schon am frühen Nachmittag, besonders Sonntags, beginnt es. Wie offenbart sich hier die anerzogene und verängstigte Unaufrichtigkeit unserer Welt! Ein junger Mann betritt mit seinem kleinen Mädchen das Lokal, beide aufgeregt und voller verbotener Vorfreude. Sie haben nicht den Mut und die Ehrlichkeit, geradewegs auf die „Moccastube" zuzugehen, vielmehr suchen sie scheinbar vorn im Cafe solange nach einem Tisch, bis das Servierfräulein auf die hinteren Räume auf-

merksam macht. Dann stellen sie sich sehr erstaunt und wählen eines der Separés mit der lauten Bemerkung, daß sie hier ja in Ruhe lesen oder diese und jene wichtige Angelegenheit besprechen könnten. Die Preise für das Moccagedeck und die Torte sind ungewöhnlich hoch — aber der Genuß „verbotener" Früchte ist eben teuer. Sie geben ihr ganzes zusammengelegtes Taschengeld aus an diesem einen Sonntag, um sich für eine Stunde nahesein zu dürfen, um ihr Ich zu vergessen im Du und um jene flüchtigen und doch so ewigen Momente der Vereinigung zu erleben, die die Mitwelt ächtet. Der Frühling ihrer Herzen muß im Dunkeln blühen, seine helle Lust wird zur Sünde gestempelt unter dem grausamen Druck des Verbotenen. Wenn sie dann das Separé verlassen, gehen sie gereizt und bedrückt in den nassen Abend der Großstadt hinaus. Von ihrem geheimen Glück ist nichts übriggeblieben als Reue und Scheu. Andere kommen, Ehebrecher, lesbische Mädchen und unbefriedigte Frauen, die einen vor Erregung zitternden Gymnasiasten oder Lehrling hierher führen, um Partner für sein erstes Erlebnis zu sein. Dies geschieht sogar besonders häufig — oft wollen reife Frauen der Fessel ihres ehelichen Lebens entrinnen, um die verschwiegensten Geheimnisse einer Jugend zu spüren, die ihnen einst verschlossen und verboten war. Da ihnen aber das wichtigste und wertvollste auf Erden die Ehre ist, die sie in den Augen Herrn Piefkes und Frau Kraschunkes genießen, so müssen auch sie mit ihrem erwartungsfiebernden Geliebten ins Separé fliehen, wo sie verborgen sind.

Bei allen, die sich hier einfinden, dieselben Symptome: Sie treten ein voller Mißtrauen, schleichend und heuchelnd, als kämen sie wirklich nur, um hier ihren Mocca zu trinken. Aber die bald eintretende Stille in ihrem Separé" und die geflüsterten Worte belehren die anderen Anwesenden eines besseren, sofern sie nicht zu sehr mit sich selbst beschäftigt sind, um darauf zu achten. Schließlich verlassen Unzufriedene und Entmutigte den Raum, der ihnen tückisch ein Stückchen falsches Paradies hinhielt, um es ihnen sogleich wieder fortzunehmen.



Typisch für die Zeit und Kultur, in der wir leben, sind diese Separée-Cafés. Typisch sind auch ihre Toiletten. Hier tobt sich auf den geweißten Wänden in Versen und Zeichnungen der ganze entfesselte Sexus aus. Oft Bilder von gutem zeichnerischem Können, Sprüche von bemerkenswerter sprachlicher Geschicklichkeit. Aber aus allen Anschriften und Darstellungen spricht deutlich immer nur Eines zu uns: Die diese Wände bemalt und beschrieben haben, wollten nicht mehr als wir alle wollen. Sie sehnten sich nach Stunden der Vereinigung mit dem geliebten Menschen, sie wollten sich und ihr banales Leben vergessen in den Sekunden des Rausches und der letzten tiefsten Empfindungen, zu denen der Mensch fähig ist. Aber sie mußten sich verstecken und „Sünder" werden um dieses Wunsches willen. Nie fanden sie die Befriedigung dieser Sehn-

sucht, da sie verurteilt waren, sie im Obskuren und Geächteten zu suchen. So wurde der Tummelplatz ihres verzerrten Begehrens die Kalkwand des Abortes im Separée-Cafe. Die andere Seite der Moral!
Wann aber wird der Mann dem geliebten Mädchen die Hand geben dürfen und zu ihr sagen: „Ich liebe dich!" — wo es auch sei, und sei es mitten unter Menschen, die er Bruder nennt?!
Wann, wann wird das sein? ....

Natur oder Reißbrett! Von Roman Baron

Vor Zeiten hatte jeder Bauer seine Felder nach Möglichkeit um seinen Hof beisammen. Erbteilungen, Verkäufe und andere Vorgänge brachten es aber mit sich, daß die Felder und Wiesen der einzelnen Höfe allmählich bunt durcheinander zu liegen kamen. Mit der Zeit erschwerte das Gewirr die Bewirtschaftung erheblich. Manche Grundstücke hatten schließlich keinen eigenen Zugang mehr, viele Gräben und Flußläufe waren verwildert, niemand kümmerte sich um sie. Als im vergangenen Jahrhundert die Landwirte lernten ihre Wirtschaft einträglicher zu gestalten, erkannten sie, wie wertvoll es ist, wenn jeder Hof seine Ackerstücke ungeteilt beisammen hat, wenn die Wege gut sind und die Bewässerung in Ordnung ist. Zehn Morgen zusammenhängendes Ackerland lassen sich besser bearbeiten, als wenn jeder einzelne Morgen in einer anderen Himmelsrichtung liegt. Darum wurde die Dorfflur von der Gemeinde in zweckmäßiger Weise unter die einzelnen Bauernfamilien neu aufgeteilt. Dabei konnte man auch die Wege- und Wasserverhältnisse regeln. Da aber in etlichen Jahrzehnten die Felder immer wieder durch Erbschaften und Käufe durcheinandergeraten und die Grenzen beim Pflügen immer wieder krumm werden, muß man die Zusammenlegung und Neuverteilung zuweilen wiederholen.

Bei Solchen Neuverteilungen — man spricht, je nachdem welche Seite der Sache man im Auge hat, von Flurbereinigung oder Separation (zu deutsch: Trennung, Teilung) oder von Zusammenlegung, in Norddeutschland auch Verkoppelung — hat der Geometer ein gewichtiges Wort mitzusprechen.
Die Festlegung der Grenzen, die Anlage der Wege, die Begradigung der Flußläufe ist nicht ohne seine Mitarbeit möglich. Er spannt sich die Landkarte der Dorfflur auf sein Reißbrett und teilt mit Zirkel, Maßstab und Lineal alles säuberlich so ab, wie' es werden soll. Aber er vergißt bei dieser Arbeit oft, daß die Erde kein Stück Papier ist. Lineal und Zirkel verführen ihn leicht dazu, nach den Grundsätzen der Geometrie statt nach denen der Natur zu arbeiten. Einige Beispiele mögen zeigen, wie das gemeint ist.

Auf dem Papier ist der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten die gerade Linie. Nun weiß aber jeder, daß nichts ermüdender ist als eine schnurgerade Landstraße. Man sieht das Ziel stundenweit voraus und kommt scheinbar nicht näher. Das macht mißmutig. Ein krummer Weg ist viel abwechslungsreicher und vergnüglicher. Der Wanderer schreitet rüstiger vorwärts und kommt doch noch frisch am Ziel an. Aber nicht nur dieser psychologische Reiz der Abwechslung spricht gegen die gerade Linie in der Natur, man weiß, wo die Menschen von selbst einen längere» Fußpfad treten, wird er nicht gerade sondern krumm. Ein Mensch, der sich im Wald oder Heide verirrt hat, läuft nie geradeaus, sondern im großen Bogen. Diese Richtungsschwankungen liegen in der Natur begründet. Darum soll man ihnen bei der Anlage der Wege Rechnung tragen und nie vergessen, daß die Gangart des Menschen eine andere ist als die des Bleistifts.

Auf dem Reißbrett nimmt es sich sehr schön aus, wenn alles Land restlos aufgeteilt ist. Das gibt das angenehme Bewußtsein: Es ist alles ausgenutzt. Was ist aber die Folge davon draußen auf der Flur? Das schattige Ruheplätzchen mit der alten Kiefer und dem Findlingsblock am Wege

verschwindet. Früher legte man sich dort wohl einmal zwischen Heidekraut und Wiesenblumen nieder, um einige Minuten zu verschnaufen. Das Vorhandensein eines solchen kleinen, verwilderten Platzes gibt ein Gefühl des Behagens und der Ruhe. Es mutet uns an wie ein Stück behäbigen Ueberflusses. Wie das Kissen auf dem Sofa, das ja auch „eigentlich" überflüssig, im tieferen Sinne aber dennoch nützlich ist: es schafft Behagen ins Haus. Und das braucht der Mensch.

Aehnlich ist es mit den Grenzrainen. Auf dem Reißbrett werden die Grenzen als gerade Striche gezeichnet. Die erschienen dann in der Natur als schmale Furchen. Der alte Grenzrain wird umgepflügt und mit ihm verschwindet das Eichengestrüpp, der wilde Rosenstrauch und das bunte „Unkraut", durch das die Käfer summen, auf dem die Schmetterlinge ihre Flügel auf- und niederklappen. Ein ganzes Reich voll Pracht und Herrlichkeit wird zerstört, es bleibt nur eine kahle Furche! Keine Kinder werden dort mehr Kränze winden, Knechte und Mägde werden dort nicht mehr während der Mittagshitze im Schatten ruhen können. Die Singvögel haben nun ihre Nistgelegenheiten, und ihren Unterschlupf verloren, wohin sie flüchteten, wenn der Habicht über ihnen kreiste. Sie fallen ihren Feinden anheim. Und doch weiß heut jeder Landwirt, wieviel ihm die Singvögel rein praktisch wert sind.

Hütet euch daher vor der „Ausnützung", die auf dem Papier so einleuchtend erscheint, in Wahrheit aber eine Verarmung bedeutet! Und endlich noch ein Wort über die „Begnadigung" der Bach- und Grabenufer. Ist es wirklich gar so „praktisch", wenn das Ufer wie mit dem Lineal gezogen aussieht? Die „Ausuferung" der Wasserläufe auf den Weiden gibt eine bequeme, gern benutzte Tränke für Pferde und Kühe, sie bietet in heißen Sommertagen eine willkommene Schwemme zur Kühlung oder zur Abwehr der Bremsen und Fliegen. Diese natürlich entstandenen Tümpel sind gewiß nicht weniger wert als der Arm voll Heu, der an ihrer Stelle wachsen könnte.

Das sind nur einige Beispiele von vielen, Ohne Natur und ohne Achtung vor dem natürlich Gewordenen wird unsere Landwirtschaft nicht auskommen können. Darum soll sie der Natur einen genügenden Spielraum lassen und sie nicht bis auf die letzte Erdscholle bevormunden. Leider sind es die Landwirte selbst, die auf rücksichtsloseste „Begradigung" und sogenannte „Ausnützung" bestehen. Sie merken es zu spät, daß die Natur weiser ist als sie sich träumen lassen, daß die Naturverödung ihnen, die nun einmal trotz aller Maschinen und sonstigen künstlichen Hilfsmittel von der Natur abhängig bleiben, letzten Endes mehr Schaden als Nutzen bringt.

Armut

Von Clara Kruyskamp

Nur eine Kammer. Küchendunst und Schlafgeruch.
Die Betten ängstlich hingedrückt an Gelbtapeten.
Ueber der kranken Tür müde ein Hochzeitsspruch,
Oder ein Vers tönt, den hungrige Kinder beten.

Und grobe Hände mengen graues, grobes Brot
Mit Fingern, die in Frösten aufgebrochen.
Die Stunden stehen schwarz, der Tag ist abendtot,
Wenn eines Vaters Arbeitshände Einlaß pochen.

Dann sitzen sie — — Das weiße Licht lacht fahl.
Es ist so schwer, die kleinsten Bissen zu verteilen! —
Und gehen, ungesättigt von dem schmalen Mahl,
Jn Betten, wo nur Träume ihren Hunger heilen.

Der Mantel Von Heinrich Wandt

Ein Teil der Angestellten der Stuttgarter Städtischen Straßenbahn wohnt in der an der oberen Augustenstraße sich erhebenden riesigen Mietskaserne. Auch der Wagenführer Gottlieb, der eine nette rundliche Frau besitzt und dessen Dienst immer morgens um 5,30 Uhr am Marienplatz beginnt, ist in dem mächtigen, aus rotem Sandstein errichteten Gebäude zu Hause.

Gottlieb verläßt schon seit Jahr und Tag an jedem Morgen punkt 5 Uhr sein warmes Bett, wäscht sich, wirft sich in die Kleider und wärmt sich seine Tasse Kaffee auf dem Gaskocher. Und dann schlüpft er in den grünen Mantel mit den großen blanken Knöpfen, drückt seinem molligen Bärbele den letzten Kuß auf die rosigen Wangen und rennt die Treppen hinunter in den noch frischen und kühlen Morgen hinein.

Und wenn er in die nahe Schwabstraße einbiegt, dann begegnet er so sicher, als zwei mal zwei vier ist, dem dicken und rotbärtigen Schutzmann Mägerle.

Beide kennen sich natürlich, denn wenn die Welt ein Dorf ist, so ist es die große Kleinstadt Stuttgart erst recht. Dort fällt kein Betrunkener in eine Pfütze, ohne daß es seine wackere Eheliebste nicht in der nächsten halben Stunde schon zu wissen kriegt.

Mägerle grüßt: „Guata Morga, Gottliab, ausg'schlofa?" Und der Gefragte dankt: „Natierlich, Mägerle, guat Nacht ond viel Spaß!" Er weiß, daß der Jünger der heiligen Hermandad um diese Zeit den Dienst hinter sich hat und auf dem Wege ist, sich aufs Ohr zu legen.

Gottlieb eilte dann weiter durch (den Schwabstraßentunnel nach dem Marienplatz, und Mägerle, der ihm noch eine Weile interessiert nachsieht, schlendert gemächlichen Schrittes weiter um die Ecke in die Augustenstraße. So geht es Tag um Tag.

Aber neulich passierte Gottlieb eine dumme Geschichte. Da ließ er seinen Mantel in der Wohnung hängen, weil er ihn tags zuvor der warmen Witterung wegen gar nicht brauchte.

Er hatte bereits seinem Freund Mägerle den üblichen Gruß ausgetauscht und war schon oben an der Reinsburgstraße angelangt, da fing es auf einmal an, ganz mächtig zu platschen. Ein schwerer Gewitterregen ging über der Hauptstadt des schönen Schwabenländle nieder, in dem der kleine Gernegroß Bazille so große Bogen spuckt.

Gottlieb besann sich nicht lange. Er machte flugs kehrt und eilte in die Augustenstraße zurück, denn er hatte keine Lust, sich einen Schnupfen zu holen.

Die Stuttgarter Häuser haben, je nachdem man es nimmt, den Vorzug oder den Nachteil, daß außen neben der Haustüre Glockenzüge angebracht sind, mittelst deren man von der Straße aus die Bewohner jeder einzelnen Etage aus dem Schlafe schrecken kann.

Gottlieb konnte sich darum, als er schweißtriefend vor dem Straßenbahnergebäude angekommen war, das beschwerliche Treppensteigen sparen. Er brauchte nur die in sein trautes Heim führende elektrische Klingel so lange in Bewegung zu setzen, bis sein noch schlaftrunkenes Weibchen im Nachthemde aus dem Fenster des vierten Stockwerks herunterguckte und ziemlich verdattert nach seinem Begehren fragte.

Sie verstand sofort und nahm den Mantel vom Garderobenhaken und schmiß ihn aus dem Fenster. Gottlieb fing ihn geschickt mit den Händen auf, warf ihr noch ein zärtliches Kußhändchen zu und schlüpfte dann rasch in den grünen Mantel mit den großen blanken Knöpfen.

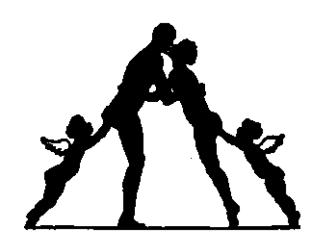
Und dann rannte er im Schweinstrab durch den zugigen Schwabstraßentunnel nach dem Marienplatz, denn es war höchste Eisenbahn, wenn er nicht zu spät kommen wollte.

Sein Wagen stand schon bereit. Er schwang sich mit einem Satz auf seinen Platz; aber wie er, nichts Böses ahnend, seine Elektrische nach der Tübinger Straße stadteinwärts lenkte, da trat der Schaffner, der gerade

keinen Fahrschein an den Mann bringen konnte, zu Gottlieb auf die Plattform heraus und guckte ihn von oben bis unten an und fing dann an, aus vollem Halse zu lachen.

Und dann meinte er: ,,O, dua liabs Herrgöttle von Biberach, Gottliab, wia kommscht dua mir heit bloß vor, du hoscht jo'en Schutzma'smantel an!" Bärbeles Mann blickte verstört an sich herunter. Er sah, daß es stimmte, und da ging ihm ein Licht auf.

Als er sich dann am Spätnachmittag zu Hause an den Tisch setzte, trug seine Frau eine blaue Brille. Aber sie war nicht aus Glas, sondern in natura gezeichnet. Und mit dem Mägerle tauscht er seither auch keinen Morgengruß mehr aus. Den hat er nämlich jetzt gefressen.



Bericht der ersten Reichszusammenkunft der Gildenobleute in Berlin

Anläßlich des Reichskongresses der F. A. U. D. fand am Sonntag, den 1. Juni eine Zusammenkunft der in Berlin anwesenden Gildenobleute und der von den Gruppen delegierten Freunde statt.

Nach einem einleitenden Ueberblick des Kameraden Jadau über den Stand der Gilde freiheitlicher Bücherfreunde wurde in die Aussprache eingetreten. An der sehr reichhaltigen Aussprache nahmen u. a. die Gildenfreunde Höhme, Dresden; Rüdiger, Berlin; Stusche, Hennigsdorf; Rentschier, Göppingen, Reinecke, Berlin; Schröder, Kassel; Brandt, Bremen; Hohn, Gütersloh; Hättasch, Riesa; Keller, Ludwigshafen; Müller, Gera; Trompa, Rheinhausen, Holke, Leipzig; Henneberger, Magdeburg, teil.
Zusammenfassend geben wir hier die Anregungen und Wünsche der Redner wieder.

Kamerad Höhme wünschte die Herausgabe der Werke Reitzels, wie bereits Gen. Feldgram in einem Artikel der Gildenzeitung befürwortete. Für die spätere Produktion verwies er auf die Memoiren Erich Mühsams, die, allerdings verstümmelt, schon in einer Berliner Tageszeitung erschienen sind.
Kamerad Rüdiger ergänzte in längeren Ausführungen die einleitenden Worte des Reichsleiters und betonte die Schwierigkeiten unserer in der Entwicklung begriffenen Buchgemeinschaft. Er wies auf die Schaffung eines Produktionsplanes in nächster Zeit unter Hinzuziehung des Kameraden Rocker hin und erwähnte die später geplante Herausgabe von kleinen Gildenbändchen und die Einreihung guter Wahlbände aus anderen Verlagen.
Kamerad Hohn ermahnte zur Vorsicht bei der Veröffentlichung von Artikeln in der Gildenzeitung, um der politischen Einstellung der Mitglieder gegenüber möglichste Objektivität zu üben.

Kamerad Rentschler, der für den durch Todesfall in der Familie plötzlich zurückgereisten Kameraden Dingler - Göppingen sprach, gab uns

einige Ratschläge zur Propaganda. Die Ortsgruppe Göppingen ist eine der stärksten im Reich und wäre es für die Delegierten gewiß von großem Nutzen gewesen, wenn Kamerad Dingler seine reichen Erfahrungen hätte mitteilen können.



Linolschnitt Von Albert Daenens-Brüssel

Kamerad Reinecke wünschte eine abwechslungsreichere Ausgestaltung der Titelseite der Gildenzeitung.

Alle Redner rügten das unpünktliche Erscheinen der Gildenzeitung und der Gildenbücher. Kamerad Schröder wies auf die organisatorischen Schwierigkeiten hin, die durch die verspätete Herausgabe unserer Werke und der Zeitung entstehen. Er empfahl weiterhin die Herausgabe von guten Plakaten. Außerdem regte er die Zusammenlegung von Serienvorträgen in naheliegenden Gruppen an. Von einem Zusammengehen mit anderen Buchgemeinschaften riet er aus praktischen Erfahrungen heraus ab. Kamerad Stusche regte an, die Gildenleitung möge Abrechnungsformulare, Unterkassiererblocks und Buchbestellscheine herausgeben.

Eine regere und ausführlichere Korrespondenz der Gildenleitung mit den Ortsgruppen empfahl der Kamerad Brandt.

Kamerad Hättasch bemängelte das kleine Format von „Nelti". Er war im übrigen der Meinung, daß die Linie unserer Buchgemeinschaft in ideologischer Beziehung eingehalten sei.

Gildenfreund Keller lobte die Ausstattung der Gildenbücher und drückte den Wunsch aus, daß die Bakunin-Biographie bald erscheinen möchte.

In kurzen Umrissen erläuterte Freund Müller seinen in Arbeit befindlichen Antikriegsroman. Genosse Jadau gab ein günstiges Urleil über die zur Durchsicht eingereichten Kapitel ab und wies auf die Schwierigkeiten der Herausgabe infolge der herrschenden Kriegsbüchermode hin.

Genosse Holke, Leipzig, der Delegierte der stärksten und ältesten Gildengruppe im Reich, gab einen für alle lohnenden Arbeitsbericht seiner Gruppe. Die Leipziger verfügen u. a. über ein eigenes Heim. Sie haben ferner Lichtbildmaterial, das sie den Gruppen im Reiche gegen eine geringe Gebühr zur Verfügung stellen. In seinen weiteren Ausführungen gab Gen. Holke der Gildenleitung Anregungen über die Ausgrabung von Werken älterer und vergessener freiheitlicher Schriftsteller. Die Einreihung der Serie Dichter und Rebellen in geschmackvoller Kassette als Wahlband wurde von ihm angeregt. Ganz besonders wies er auf die Notwendigkeit einer sauberen und einwandfreien Plakatpropaganda hin. Unter Hinweis auf die in der Ausstellung gezeigten Plakate und Drucksachen stellte er kritische Betrachtungen über die Möglichkeiten eines zugkräftigen Plakates oder einer guten Werbedrucksache an.

Kamerad Trompa empfahl die Einrichtung von Gildenbezirken und die Förderung von Buchausstellungen.

Kamerad Henneberger-Magdeburg klärte nach einigen Ausführungen des Genossen Jadau eine vor kurzem entstandene Differenz mit der Gildenleitung.

In seinen Schlußworten faßte der Reichsleiter die Ergebnisse der überaus lebendigen Aussprache zusammen und schloß mit dem Wunsche, daß die bisherige gute Zusammenarbeit weiter bestehen möge zum Nutzen unserer aufstrebenden Kulturgemeinschaft.



Snob **Zeichnung von W. Schroers**

Unser Leser hat das Wort!

Wer die Köpfe und Stirne, hat die Herzen und Hände.

Behalt's für dich. Ich sag's im Vertrauen, nur solchen Menschen, die nicht mit hochmütiger Verachtung auf die Bücherleser herabsehen.
Am Frühstückstisch, in der Fabrik fragt man, ob ich im „Westen nichts Neues" tschon gelesen hätte?
Ja, damals noch nicht. — Warum nicht? Wenig Zeit und knapp Geld. — Aber man müßte es doch auch lesen.
Gewiß doch, wenn ich reichlich Zeit hätte und es mir spendieren könnte, warum nicht? Aber so könne mir es keiner verdenken, wenn ich bei meinen beschränkten Mitteln nur die Bücher kaufe, die meine Weltanschauung vertreten und meine Bewegung fördern. Ebenso knapp wie das Geld ist die Zeit bei mir. Soll ich da meine Zeit und mein Geld unnütz opfern?
Aber das ist ja einseitig.
Richtig, das ist einseitig. Und das soll's auch sein.
Tut man dem Herrn Remarque denn weh damit? Laßt sehen.
Ueber 800 000 Bücher sollen davon aufgelegt sein. Ein schöner Erfolg?. Geld hat er wohl reichlich verdient, was ein aufrechter Sozialist nicht oft von sich sagen kann. Bruno Vogel's „Alf" wird scheinbar in allen Sprachen totgeschwiegen, trotz günstiger Kritik.
Remarque ist was anderes! Mit Verlaub. Ich hab's nachgeholt und ihn gelesen. So mag der Schützengrabenkrieg gewesen sein, persönlich möchte ich kein Urteil fällen, ich war Kuli und was ich in Flandern als Kuli im Graben erlebt habe, ist sicher nur ein schwacher Schimmer von den Leiden unserer Klassengenossen. Aber was nützt uns das? Zieht Remarque die Konsequenzen aus seinen Erlebnissen? Nein. Er ist kein Antimilitarist geworden. Es kann wegen seiner ruhig noch einen oder ein halbes Dutzend Kriege geben. Er schildert den Krieg, so wie er ist. Jagt bei nächster Gelegenheit dem von einer „hochwohllöblichen Regierung" bezeichneten „Erb-



Gigerl
Zeichnung von W. Schroers

feind" sein Bajonett ins Gedärme und macht sich keine Kopfschmerzen um die Kronen der Schöpfung, die ihr Leben auf dem Altare diverser Vaterländer opfern. Geht's gut, dann schreibt er ein neues, noch mehr Aufsehen erregendes Buch und macht seinen Schnitt.

C'est la Guerre! Das ist der Krieg! — Hol solche Schmieranten der Teufel! Ich habe keine Lust, wie ein Hund zu leben und wie ein Schaf geschlachtet zu werden.

Die Lausekröten, die ich über habe, sollen wenn's irgend geht, nicht in die Taschen solcher G'schaftlhuber wandern. Waffen sollen sie sein im Kampfe gegen die Halsabschneider in allen Ländern. Die Bücher, die ich kaufe, sollen für uns geschrieben sein. Mittel sollen sie sein, um Kameraden zu werben für unsere heilige Sache. Die Sache der ewig erniedrigten!, ewig betrogenen, ewig zertretenen Proletarier. Die Groschen, die ich erübrige, sollen den Dichtern und Kämpfern, die mit uns leiden und ringen, zufließen. Sie sollen zum Auf- und Ausbau von Unternehmungen dienen, die unsere gerechte Sache fördern.

Nennt es einseitig und ungerecht. Aber sagt mir, sollen wir aus übertriebenem Gerechtigkeitsgefühl unsere Sache und unsere Kameraden im Stiche lassen? Die Parias in allen Ländern sind unsere Brüder. Ihre Schmerzen sind unsere Schmerzen. Ihre Niederlagen sind unsere Geißeln. Ihr Sieg ist der unsrige. Bausteine der Freiheit sind unsre Erfolge, Solidarität ist der Mörtel, der sie verbindet. Vergessen wir nie: wenn die Welt vernünftig sein soll, müssen die Menschen vernünftig sein. Gesprochene und gedruckte Worte können den Verstand des Menschen verwirren und trüben. Gesprochene und gedruckte Worte können Wegweiser sein für die Menschen ins Land der Zukunft, ins Land der Erfüllung. Unterschätzt nicht die Macht des Wortes, aber überschätzt sie auch nicht. Worte, die nicht verwirklicht werden, sind tote Buchstaben. Wir können unsere Sache fördern, wenn wir bewußt das Leben und Leiden unserer selbst und unserer Kameraden beachten und auf Abhilfe sinnen. Das freie Wort der Kameraden, die freie Presse der Kameraden, das freie Buch der Kameraden, die sich in der Gilde freiheitlicher Bücherfreunde zusammengeschlossen haben, hilft uns. Sage nicht, das Bücher teuer sind. Was ist eine Mark im Monat? Oft ist das, was du für eine Mark kaufst, fragwürdig. Bücher, gute Bücher erheben dich über dich selbst, führen dich ein in die Gemeinschaft kämpfender, ringender Menschen. Unerschrocken legen sie uns die Uebel unserer Zeit vor Augen. Kühne Gedanken schlagen Brücken zum Morgen, der uns gehört. Wagen wir es, den Träumen ein Plätzchen in unserer armen, verzagten Seele zu geben. Sie werden uns hinüberziehen ins neue Land. Ins Land, das keine Knechte kennt, weil alle Menschen frei sein werden. Ins Land, das keine Armen kennt, weil alle Menschen reich sein werden. Scheuen wir nicht den Spott der Vernünftigen und Praktischen, die für das Heute das Morgen opfern und darum ewig das Heute verspielen. Mögen sie hochmütig und mit Verachtung auf uns herabschauen.

Die Vergangenheit sagt uns, was gut oder schlecht war, die Gegenwart gehört den Reichen, die Zukunft wird unser sein, wenn wir ihr entgegenstreben. Wer unsere Köpfe und Hirne hat, hat unsere Herzen und Hände. (Behalten wir unsere Köpfe und Hirne für uns, Dann werden unsere Herzen für uns schlagen und unsere Hände für uns arbeiten. W. B.



Aufnahme einer guten Werbetafel

der Gildengruppe Köln-Mülheim



Mitteilungen der Geschäftsleitung

Die in voriger Nummer gebrachten Bilder von Rudolf Rocker und Erich Mühsam sind verkleinerte Abbildungen guter Photos, die unser Gildenfreund Karl Dingler, Göppingen, Oesterbachstraße 15, zur Verfügung, stellte. Auf unsere Anfrage teilte Kamerad Dingler mit, daß er gern bereit ist, gegen Vergütung der Kosten diese gut gelungenen Aufnahmen an unsere Gildenfreunde abzugeben.

Allen Mitgliedern, die mindestens ein Quartalsbuch unserer Gilde erworben haben, erhalten bei evtl. eintretender Arbeitslosigkeit die Gildenzeitung „Besinnung und Aufbruch" gratis von ihrem Gildenobmann zugestellt. Wir glauben, daß die arbeitslos werdenden Gildenfreunde auch über die schwere Zeit hinaus unserer Buchgemeinschaft die Treue halten, und bei besseren finanziellen Verhältnissen wieder ihren gewohnten Verpflichtungen nachkommen.

Achtung!

Unsere neue Postschecknummer ist

74152 Willi Jadau, Berlin

Alle Zahlungen an die Reichsgeschäftsstelle der Gilde sind von jetzt ab nur unter dieser Nummer mit diesem Namen einzuzahlen.

Verlag und Schriftleitung: Willi Jadau, Berlin O 34, Warschauer Strafte 62.
Druck: Sackmann & Stohl, Berlin-Friedrichshagen, Seestraße 126.